



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tobler, Friedrich: Die Insel Sansibar und ihre wirtschaftliche Bedeutung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Insel Sansibar und ihre wirtschaftliche Bedeutung

Von Prof. Dr. Friedrich Tobler

Der im Jahre 1890 zwischen Deutschland und England geschlossene vielgeschmähte Sansibarvertrag ruft immer noch Erörterungen hervor, ob der Insel heute überhaupt noch eine Bedeutung für die deutschen Interessen zukomme. Der folgende Aufsatz versucht, an solche Erörterungen anschließend, die Bedeutung der Insel, unter besonderer Berücksichtigung der Interessen Deutsch-Ostafrikas, zu skizzieren.



Die Insel Sansibar hat eine Länge von 86, eine Breite von etwa 37 Kilometern, einen Gesamtflächeninhalt von rund 1500 Quadratkilometern; das entspricht etwa der Größe des Herzogtums Sachsen-Altenburg. Sie ist durch und durch eine echte Koralleninsel, d. h. aller Boden besteht aus Kalk, wenn auch zum Teil von hohem Alter. Früher hat sie zweifellos aus mehreren Inseln bestanden; darauf deuten noch verschiedentlich Senkungen, meist im Verlaufe der Längsachse der Insel, hin, die, wie namentlich ein Tal im Südosten der Insel, das die Südostspitze abgrenzt, auch sogar noch sumpfig sind. Die Westküste unterscheidet sich durchaus von der Ostküste dadurch, daß an ihr die Korallenriffbildung vor der eigentlichen Uferlinie verhältnismäßig wenig auffällig zutage tritt, während an der Ostküste auf oft mehrere Kilometer vor dem eigentlichen Uferstreifen ein stark brandendes Korallenriff vorgelagert erscheint. Unter anderem ist es auch die Westküste, die einzig Schiffen eine Annäherung zuläßt, und an ihr ist denn auch der einzige gute große Hafen, der der Stadt Sansibar selbst, gelegen. Auch das eigentliche Kulturgebiet der Insel liegt zum größten Teil auf der Westseite. Die Ostseite ist zum Teil sogar unbewohnt. Der Baumwuchs, die Kulturgebiete der großen Pflanzungen liegen in der westlichen Längshälfte. Ebenso findet sich hier auch die größere Zahl der Flußläufe, die übrigens meist zunächst in der Längsrichtung selbst verlaufen. Sie entspringen auf den Höhenzügen, die (bis über 100 Meter Höhe) in der Längsachse und nahe der Mitte, etwas nach Westen verschoben, auftreten, und münden durchweg auf der Westseite. Zum Teil aufgefangen, dienen sie auch zur Anlage der vorzüglichen Wasserleitung, die einen großen Teil des Kulturgebietes durchzieht.

Die mittlere Temperatur der Insel beträgt etwa 26,5 Grad Celsius, die Regenmenge ungefähr 1550 Millimeter. Das ist außerordentlich viel, mehr als die Küste des Festlandes besitzt. So ist das Klima der Insel, verglichen mit dem der Ostküste Deutsch-Ostafrikas, ungleich feuchter und wärmer, in allen Teilen wie zu allen Zeiten, d. h. zugleich auch ermüdender und ungesunder für den Europäer. In der Stadt Sansibar wird die Hitze obendrein noch erhöht durch den großen weißen Steinblock, als der die Masse arabischer Häuser sich dem Europäer darstellt. Die engen, gänzlich schattenlosen Straßen täuschen eine gewisse Kühle vor, aber der große Häuserblock läßt die Hitze um so stärker anschwellen. Die heißeste Zeit ist Dezember und Januar, in der denn auch die Stadt meist von den Europäern nach Möglichkeit gemieden wird.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte der Insel und ihre wirtschaftliche Veranlagung. Seefahrer aus Arabien von der Benadirküste haben zweifellos die früheste Niederlassung gegründet. Mit ihr entstand eine Mischbevölkerung auf der Insel: sie dürfte es gewesen sein, die Vasco da Gama im Jahre 1499 auf der Rückkehr von Indien dort vorfand. Er berichtet von dem regen Handel der Insel nach Sofalla und Gujerat hinüber, einem Handel, der sich auf Gold, Wachs, Elfenbein und Schildpatt erstreckte; Produkte, von denen bezeichnenderweise nur das letzte seinen Ursprung auf der Insel selbst haben kann oder gehabt hat, indes die übrigen zeigen, daß Sansibar eine gewisse bevorzugte Stellung als Handelsplatz gegenüber der Ostküste einnahm. Später sind dann die Portugiesen von ihren Kolonien im südlichen Ostafrika aus verschiedenlich, doch ohne das Land wirklich zu besetzen, nach Sansibar vorgezogen. Sie haben im allgemeinen wohl nur die Absicht dabei gehabt, sich den Seeweg nach Indien auch dort freizuhalten, und so ihre Plünderungs- und Raubzüge nach der Insel hin ausgedehnt. Doch haben sicher auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Portugiesen durchaus friedlich als Ansiedler dort gelebt.

Im siebzehnten Jahrhundert war es dann eine Reihe von Plätzen Ostafrikas, voran Mombassa, im heutigen Britisch-Ostafrika, daneben Sansibar selbst und andere, die eben gegen die Portugiesen den Sultan des südarabischen Reiches von Oman (Maskat) zu Hilfe rief. Tatsächlich schlug auch dieser einen Teil der Ostküste Afrikas, heutiges italienisches, britisches und deutsches Gebiet, andererseits aber auch die besonders begehrten Inseln, darunter Sansibar, zu seinem Reiche. Indes scheinen in den folgenden Zeiten, offenbar infolge der im Innern des Reiches Oman selbst aufgetretenen Schwierigkeiten, die Satrapen in Ostafrika und in Sansibar eine außerordentlich selbständige Stellung eingenommen zu haben; zweifellos führten die Herrscher von Sansibar und von Mombassa frühzeitig eine eigene Herrschaft, auch dem Namen nach. Hier wurden nun im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zuerst englische Einflüsse mächtig: 1823 erschien der britische Kapitän Owen und nahm im portugiesischen Ostafrika zur Zeit, als die portugiesische Kolonie vollkommen

darniederlag, Vermessungen vor, ohne indes die ernste Absicht der Engländer, dort Fuß zu fassen, merkbar werden zu lassen, vielmehr, um lediglich die Wirksamkeit des englischen Einflusses deutlich zu machen. Für Sansibar bekam er vom Sultan von Maskat den Auftrag, den Einfluß seiner Herrschaft in Pemba und an der Küste wieder zur Geltung zu bringen. Das geschah 1824 in der Form, daß Pemba, Sansibar und die Küste zwischen Malindi und Pangani unter britischen Schutz gestellt wurden, doch als ein Teil des Reiches von Oman. Nur zugunsten der Ostindischen Kompagnie, die einen starken Handel von jenen Gegenden aus trieb, zog sich dann später das englische Interesse zurück und es begann nun wieder eine Zeit der Alleinherrschaft der Araber im tropischen Ostafrika. Zu höchster Macht gedieh diese im Jahre 1840, in dem Saïd ben Sultan, Fürst von Maskat (1806 bis 1856), seine Residenz nach Sansibar verlegte. Jetzt konnte die Insel und die durch ihn zur Blüte gebrachte Stadt in ganzer Ausnützung ihrer günstigen Lage in vollem Maße das werden, was sie schon lange Zeit zu sein begonnen hatte: ein Mittelpunkt des ostafrikanischen Handels, ein Welthandelsplatz, ein Durchgangshafen für den gesamten an der ostafrikanischen Küste oder nach Indien sich hinaufziehenden Verkehr. Nunmehr wurde Ostafrika wirklich völlig von Sansibar aus in Besitz genommen. Die Kenntnisse vom Innern, auch dem des heutigen Deutsch-Ostafrikas, kamen über Sansibar zuerst zu uns, waren doch die arabischen Händler, deren Einfluß bis an die ostafrikanischen Seen reichte, zugleich Forscher. Nach dem Tode des Herrschers im Jahre 1856 teilten seine Söhne sich das Reich von Oman, und nun wurde Sansibar mit einem Teil der Ostküste selbständiges Gebiet unter Sultanen, die als eine eigene Linie bis heute herrschen. Die Handelsbeziehungen Sansibars zu England und Britisch-Indien nahmen allmählich eine neue und festere Gestalt an. Zwar war bereits im Jahre 1839 ein besonderer Handelsvertrag mit England zustande gekommen, aber es wurden nun für eine gewisse Zwischenzeit auch französische Einflüsse auf der Insel mächtig. 1862 schlossen die beiden rivalisierenden Mächte, England und Frankreich, einen Vertrag, in dem sie sich gegenseitig die Unabhängigkeit Sansibars verbürgten. Das gute Verhältnis trübte sich aber, als die Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels drangen, Frankreich indessen dem diesem widerstrebenden Sultan in seinen Absichten Vorschub leistete. Beruhte ja doch tatsächlich in der damaligen Zeit ein ganz wesentlicher Teil des Handels von Sansibar nach der Ostküste Afrikas eben auf dem Menschenhandel. Diese Umstände ebneten nun einer Annäherung des Sultanats an Frankreich immer mehr die Wege, und im Jahre 1872 wäre zweifellos Sansibar bereit gewesen, sich ganz unter französischen Schutz zu stellen, wenn nicht gerade im selben Jahre, nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges, Frankreich außerstande gewesen wäre, die daraus möglicherweise folgenden politischen Verwicklungen auf sich zu nehmen. So geschah es, daß England mit seinen Absichten nunmehr durchdrang, daß der Sultan zur Abschaffung des Sklavenhandels veranlaßt wurde. Mit dem Jahre

1873 wurde dann der französische Einfluß vollkommen ausgeschaltet. Es ist bemerkenswert, daß um die damalige Zeit Sansibar immer noch einen beträchtlichen Besitz an der Ostküste Afrikas selbst inne hatte und ihn auch bis zum Jahre 1890 im wesentlichen behielt. Um diese Zeit ergaben sich infolge der durch die verschiedentlichen, zwischen England und Italien einerseits und Deutschland andererseits abgeschlossenen Ausgleichsverträge so starke Verschiebungen in diesem Besitze, daß allmählich auch der letzte Felsen davon verloren ging. So wurde Somaliland mit den zu Sansibar gehörigen Häfen von England an Italien abgetreten und, durch den sogenannten Sansibarvertrag vom 1. Juli 1890, endgültig ein wichtiger Küstenstreifen und eine Reihe von südlicher gelegenen Inseln, darunter die größere Insel Mafia, an die neuentstandene Kolonie Deutsch-Ostafrika. Dazu bekam bekanntlich Deutschland die Insel Helgoland von England, mußte aber einige kleine Küstenstrecken, die heute zu Britisch-Ostafrika gehören, von seinem eben erreichten Koloniebesitzstand abgeben und — dem Namen nach an Sansibar — eine Summe für den Erwerb der genannten Inseln zahlen. Wesentlich war, daß nun die Alleinherrschaft an dem heute die Kolonie bildenden Küstenstreifen und über alles davorgelegene, mit Ausnahme der Inseln Sansibar und Pemba selbst, uns gesichert war. Im übrigen war die unmittelbare Folge dieses Sansibarvertrages, der den letzten auswärtigen Besitzstand des inneren Inselreiches sozusagen vernichtete, daß das Protektorat vollständig in Englands Hände kam.

Sansibar ist noch heute ein Welthafen: wohl sämtliche auf der Ostküste Afrikas verkehrenden Schiffe nehmen ihren Weg über ihn. Der Schiffsverkehr beträgt jährlich rund etwa eine halbe Million Tonnen, ungerchnet die über 6000 an Zahl betragenden Eingeborenenfahrzeuge (Dhaus), die den Verkehr zwischen der Küste, Sansibar und Pemba vermitteln, und die sich auf etwa 100 000 Tonnen stellen dürften. Weiter ist Sansibar lange Zeit hindurch der wichtigste Ausgangspunkt für alle größeren Expeditionen nach der Küste hinüber und in das Innere gewesen. Nur in Sansibar gab es und gibt es zum Teil noch heute reichlich Träger und ortskundige Leute für das Innere Ostafrikas. Drittens bietet Sansibar, was selbst heute noch eine gewisse Rolle für den Europäer und für den Afrikaner spielt, als Residenz früher bedeutender Fürsten in dem historischen Charakter ein gewisses Etwas, das nicht unterschätzt werden darf, sei es auch nur, daß man der Stadt Sansibar diese Eigenart, vor allem manches Kunsthistorische auf den ersten Blick anmerkt, und darin einen ausgesprochenen Gegensatz zu den anderen größeren Städten der ostafrikanischen Küste findet.

Die Stadt Sansibar hat an Einwohnern etwa 70 000, die ganze Insel rund 200 000. Darunter befinden sich ungefähr 250 Europäer, vorwiegend Engländer, Deutsche und Österreicher, ferner 7000 Araber und 20 000 Afrikaner verschiedener Art. Durch die ganze Insel zieht sich eine Reihe von ausgezeichnet gepflegten makadamisierten Straßen, die sogar für den Automobil-

verkehr sich als gut geeignet erweisen. Eine kleine Eisenbahn läuft von Sansibar ein Stück der Küste entlang nach Bububu; ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr besteht mit dem Norden der Insel wie der Nachbarinsel Pemba, die selbst ohne direkten Verkehr mit der Küste ist, eine bemerkenswerte Tatsache hinsichtlich der Handelsstatistik. Auch für die allgemeine Hygiene ist mancherlei getan. Die Stadt und ein großer Teil des reich bevölkerten westlichen Kulturgebiets sind von einer vorzüglichen, von den Engländern angelegten Wasserleitung durchzogen; die erste verfügt außerdem über eine Reihe von Krankenhäusern, für Europäer wie für Eingeborene. Bieweit diese freilich — ebenso wie die großen Laboratorien, die dem Namen nach zur Untersuchung der stets wiederkehrenden Volkskrankheiten, der Pest und der Cholera, dienen sollen — ihren Zweck wirklich auch erfüllen, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß die von den Engländern im Außendienst vielfach verwendeten indischen ärztlichen Beamten sicherlich in ihrer Pflichterfüllung nicht immer das leisten, was der europäische Arzt, insbesondere beim hygienischen Paßwesen, für den Durchgangsverkehr mit der Küste verlangen muß.

Ein Gang durch die eigentliche, von Europäern und Arabern bewohnte Stadt bietet außerordentlich reizvolle Bilder. Alte arabische Paläste, mit kunstvoll geschnitzten Bogentüren und starken, feinen Beschlägen; die alte Burg des Sultans, die auf Jahrhunderte zurückblickt; die Moscheen, oft versteckt gelegen, mit feinem äußeren Schmuckwerk; die reichen Zunderläden, die Bazare: das alles sind Bilder, die einen künstlerisch wirkungsvollen Eindruck hervorbringen. Weniger künstlerisch, aber doch von eigenartigem Reiz ist das große Negerviertel, das — das größte derartige in Ostafrika — mit seinen engen Straßen, durch die sich noch obendrein die Eisenbahn nach Bububu mit starkem Gerassel hindurchwindet, eine ganz außerordentliche Fülle von Leben birgt, zugleich freilich auch den Herd manches Epidemienausbruchs. Die Europäer wohnen heute meist in alten Araberhäusern. Auch die Hotels, so das Afrika-Hotel, sind solche. Die Wohnzimmer, im obersten Stockwerk gelegen, umgeben von rauschenden Palmenwipfeln, der Korridor eine offene Gallerie, das Bad arabischer als brauchbar, der Speisesaal ein flaches Dach, mit Segeln überspannt — es ist ein idyllischer Aufenthalt, bringt doch selbst in der großen Hitze der ständige Seewind gewisse Kühlung. Auch die Klubs und Konsulate sind — besonders malerisch das deutsche — in ähnlichen Gebäuden untergebracht.

In dieser weiten eigenartigen Stadt tummelt sich nun eine Bevölkerung von Negern, Arabern, Indern, Goanesen, Malayen. Hier tritt der vornehme Araber, der dem Europäer fast gleich gilt, aus dem vornehmen Haus der Väter, dort ziehen verschleierte Damen zur Moschee, die, versteckt sie auch ihren festtäglichen Schmuck schüchtern in einem Winkel, um so geräuschvoller mit der Pauke zu sich läßt. Hier bietet der würdevolle arabische Kaufmann die Fülle des Kunstgewerbes seiner Heimat und Indiens an, dort hockt die Negersfrau vor ihrem Obst und Gemüse oder bereitet ein Straßenkoch unheimliche Genüsse.

Es ist ein buntes Gewühl, ein Leben wie in Kairo oder Konstantinopel, ein seltsames Durcheinander von Kultur und Unkultur: der Orient.

Und nicht minder malerisch ist das Land. Auch hier, versteckt in manchem schattigen Hain Ruinen alter Araberschlöffer der Sultane von Oman, heute durch ein Netz vorzüglicher Straßen miteinander verbunden, zum Teil mit der Eisenbahn erreichbar. An den großen Straßen entlang, vielfach auch weit abseits davon, liegen versteckt in Bananenhainen, Dörfer, umgeben von kleinen Mais-, Hirse-, Bataten-, Reis- oder Zuckerrohrfeldern, wo dem Eingeborenen im wahrsten Sinne des Wortes von der Kokospalme und der Banane, dazu dem Mais oder der Hirse, die Nahrung aus der nächsten Umgebung der Hütte in den Mund wächst. Wunderlich kontrastiert das Bild der äußerlich außerordentlich wenig zivilisierten Neger mit dem der prachtvollen Straßen, der Eisenbahn oder dem Automobil. Durch hügeliges Land ziehen die Straßen; abends blinkt überall aus den Hainen der leuchtende Schein der Feuer; um die mit Palmenblättern gedeckten Hütten, im Dunkel der Kokos- und Nelkenbaumhaine lauern die Neger, einformig murmelnd. Es ist ein Landschaftsbild, wie es ein schöneres kaum in den Tropen gibt. Mit dem buschartigen Wuchs ihrer Nelkenbäume, dem zarten Grün, das alle Flächen bekleidet, der ununterbrochenen Begehbarkeit fast des ganzen Landes mutet diese Landschaft ganz und gar wie ein großer Park an. Nur im Osten, wo das Land unwirtlicher wird und die Siedlungen seltener, zeigt sich das Bild verändert. Dort, am offenen Indischen Ozean, bildet das Charakteristische eine Reihe von Landhäusern, die sich die Sansibariten zur Erholung in der heißen Jahreszeit errichtet haben.

Nun zu einer Betrachtung der Produkte, die heute von der Insel geliefert werden. Es existieren auf Sansibar etwa zweieinhalb Millionen Kokospalmen. Der Wert dieser Pflanze erhellet am besten daraus, daß man zu sagen pflegt, jeder Eingeborene brauche täglich eine Kokosnuß zu seiner Ernährung, die üppiger lebenden Städter vielleicht sogar zwei. Dabei ist der Preis für die Nuß auf der Insel keineswegs gering, es werden vielfach bis zu 20 Pfennig für das Stück gezahlt. Die Nutzbarmachung des Baumes ist eine außerordentlich große. Die Nüsse geben die Hauptnahrung der Neger ab; die Fasern, die die Frucht umhüllen, können verwendet werden; die Schalen der ausgegessenen Früchte dienen, oft schön verziert, allgemein als Wasserschöpflöffel; die Fiedern werden zu Hüttentüren und Hüttendächern gebraucht; das Holz endlich läßt sich zum Bauen benutzen. Dabei erfordert die Pflege der Kokospalme geringe Mühe. Liegt die Gefahr einer Frachstörung durch den Rüsselfäher, wie sie in Sansibar bisher verhältnismäßig gering gewesen ist, nicht vor, so hat man nicht mehr zu tun, als die Früchte der im fünften oder sechsten Jahr zu tragen beginnenden Palme in der Reifezeit vor Diebstahl zu schützen. Der Umfang der Ernten bleibt sich jährlich ziemlich gleich; mit einer gewissen Sicherheit ist je nach der Größe des Baumes auf eine bestimmte Ernte zu rechnen. Bei dem ungeheuren Verbrauch, den die Kokospalme und ihre Produkte im Lande er-

fahren, ist es selbstverständlich, daß es zu einer Ausfuhr der Produkte bisher noch nicht gekommen ist. Die zerstückelten Kokosnußfleischstücke, wie sie, unter dem Namen Kopra allgemein bekannt, aus Indien und Australien in den Handel nach Europa gelangen, namentlich zur Seifenfabrikation und ähnlichen Zwecken, werden aus Sansibar bisher noch nicht ausgeführt. Es wäre aber ein leichtes, die bequeme und billige Kultur des Baumes soweit auszubreiten, daß die Kopra, vielleicht auch die Faser (Coir) zur Ausfuhr kommen könnte. Bisher ist freilich davon noch nicht die Rede. Es wäre dazu wohl auch erforderlich, das Trocknen der Kopra in etwas modernerer und zweckmäßigerer Weise, d. h. vor allem mittels Trockenöfen vorzunehmen.

Eine sehr viel bedeutendere Rolle als die Kopra spielen indessen die Nelken für die Ausfuhr. Die Gewürznelken sind auf Sansibar und Pemba keineswegs einheimisch; vielmehr wurde der buschartige Baum, von dem die Insel gegenwärtig etwa zwei Millionen zählt, erst im Jahre 1790 eingeführt. Die Gewürznelke, wie wir sie getrocknet bei uns im Handel kennen, stellt sich bekanntermaßen als eine noch nicht geöffnete Blütenknospe dar, die zweimal jährlich durch sorgfames Pflücken von den Bäumen geerntet und durch Trocknen, vorsichtiges Umwenden in der Sonne und Sortieren zu einem sorgfältig bereiteten Handelsgegenstande wird, der für Sansibar wie für Pemba von allerhöchster Bedeutung ist. Umsomehr, als heute all das, was die Märkte von London und Hamburg an Gewürznelken bringen, von den beiden Inseln kommt. Das Ursprungsland der Gewürznelke, die Molukken selbst, liefern, wenn schon das allerbeste, so doch, was die Menge betrifft, so außerordentlich wenig, daß es für unseren Markt nicht in Betracht kommen kann. Charakteristischerweise wird die ganze Ernte Pemas — und sie ist größer als die Sansibars selbst — nach Sansibar auf den Markt gebracht. In den Zahlen für die Ausfuhr Sansibars sind also allemal die jener Pemas mit eingeschlossen. Und die macht gegen 75 Prozent der Gesamtausfuhr aus! Etwas verschoben ist das Verhältnis zu Ungunsten Sansibars, seit ein Unwetter im Jahre 1872 auf der Insel die gesamten sehr leichtbrüchigen Nelkenbäume, die am Rande der Pflanzungen vielfach durch andere Bäume gegen Winde geschützt werden müssen, vernichtete, während es Pemba verschonte. Es ist deshalb denkbar, daß sich im Laufe der Zeit das Verhältnis zwischen den Ausfuhrziffern der beiden Inseln wieder etwas ausgleichen wird. Im übrigen ist die Entwicklung des Nelkenbaums nicht gerade von einer bestimmten Bodenbeschaffenheit abhängig, nur muß er, wie die meisten anderen Tropenpflanzen, auf Saatbeeten angezogen werden. Ist er, etwa im zweiten Jahre, ausgepflanzt, so bedarf er ungefähr bis zum fünften Jahre noch eines Schutzes (zwischengepflanzte Nicotinusstauden oder Bananen) gegen starke Besonnung. Er trägt bis zum fünfzehnten oder zwanzigsten Jahr. Eine gute Ernte, wie die im Jahre 1907, kann einen Ertrag bis zu 6 Millionen Rupien (die indische Rupie zu etwa 1,30 Mark

gerechnet) abwerfen. Die Erträge schwanken außerordentlich. Oft ist die schlechte Ernte eines Jahres die Folge eines mangelhaften Pflückens des Vorjahres. Wenn beim Pflücken die Knospen, die für das nächste Jahr bereits vorgebildet sind, verletzt werden, ergibt sich daraus in vielen Fällen nachträglich eine schlechte Ernte für das folgende Mal. Das schlechte Pflücken wiederum steht außerordentlich oft in engstem Zusammenhang mit den Arbeiterverhältnissen.

Die Arbeiterverhältnisse haben einen schweren Stoß erlitten durch die endgültige Aufhebung der Sklaverei. Gerade für die Pflege der Nelkenkultur, insbesondere für das Nelkensammeln war diese von allergrößter Wichtigkeit. Die Ertragnisse der Ernten von Sansibar und Pemba zusammen sind im Laufe der letzten Jahre heruntergegangen. 1906 ergab die Ernte 5,3 Millionen Rupien, 1907 fast 6 Millionen, 1908 dann aber nur 3,9 Millionen, 1909 4,9 Millionen, 1910 3,8 Millionen Rupien. Dabei ist, da Sansibar auch dafür den Marktplatz abgibt, die etwa von Ostafrika erfolgte Einfuhr mit eingerechnet, die z. B. im Jahre 1910 sich auf etwa 1 Million Mark belaufen haben dürfte. Bemerkenswert für den Handel der Gewürznelken in Europa ist besonders, daß der Hamburger Markt für Gewürznelken bereits den Londoner zu überflügeln beginnt und daß unter der wie erwähnt im wesentlichen von Ostafrika, Sansibar und Pemba herrührenden Einfuhr ein großer Teil deutsch-ostafrikanischer Herkunft ist.

Werfen wir nun rasch noch einen Überblick auf das, was wir als Leistungen der Engländer auf der Insel zu verzeichnen haben, so sind das: Übernahme und Neuanlage einer großen Zahl von Kulturen*) (der freilich als Nachteil die schlechteren, durch Aufhebung der Sklaverei entstandenen Arbeiterverhältnisse entgegenstehen); die vorzüglichen Straßen, die aber in erster Linie dem Sultan, erst in zweiter Linie dem Verkehr dienen; drittens die Anlage der großen Wasserleitung. Demgegenüber sind als Mängel zu verzeichnen: das nicht genügend verbotene, reichliche Baden in der Lagune unmittelbar bei der Stadt; die Enge der Straßen im Eingeborenenviertel; die mangelnde Anzeigepflicht — wobei wohl auch die Verwendung indischer Beamten schuld hat — und die hieraus sich ergebende schwierige Gesundheitskontrolle für das gegenüberüberliegende Deutsch-Ostafrika.

Der Handel Sansibars hat mit dem Aufblühen der beiden deutschen Häfen sichtlich abgenommen. Er kann niemals wieder die frühere Höhe erreichen. Andererseits sind den deutschen Häfen durch die Existenz von Sansibar sowohl Lasten erwachsen, die in Besonderheiten der dortigen Verwaltung (und zwar entschieden solchen, die nicht gerade Vollkommenheiten sind) ihren Grund haben, wie auch Hemmungen, eine herrschende Stellung an der Ostküste zu erreichen.

*) Das Gouvernement ist nach gedruckten Mitteilungen durchaus bereit, Pflanzungen abzugeben, doch klagen Ansässige, daß das Geschäftsverfahren dabei endlos sei.

Diese Hemmungen sind nicht derart, daß wir in dem Besitz von Sansibar den Schlüssel zu unserem Wohl und Wehe sehen müßten, aber eine etwaige Aussicht auf gelegentliche friedliche Erwerbung dieses alten Kulturreichs als unnützlich oder töricht zu bezeichnen, das erinnert doch gar zu sehr an die Fabel vom Fuchs und den Trauben!



Bismarck und Profesch = Osten

Eine Ehrenrettung

Von Ludwig Schemann

4. Profesch contra Bismarck.

Die Kundgebungen Profesch's über Bismarck zeigen nach verschiedenen Seiten das Gegenteil von denen Bismarck's über ihn. Was sie grundsätzlich von diesen unterscheidet, ist, daß er, ein Stück Philosoph, sich in den Gegner zu versetzen, ihn zu würdigen wußte, und das vom ersten bis zum letzten Augenblicke, in dem er über ihn geurteilt hat.

Eigentümlicherweise scheint er ursprünglich überhaupt nicht den Gegner in ihm gesehen, sondern anderes von ihm erwartet zu haben. In Berlin war er mit ihm in der Gegnerschaft gegen Radowicz einig gewesen, und so mag er damals gewöhnt haben, daß selbst ein Österreich, in dem noch der Geist Schwarzenbergs lebendig war, noch auf ihn zählen könne. Vollends aber in den inneren Dingen, in seiner Stellung zur Revolution und zu den Verfassungsfragen, betrachtete er ihn als Bundesgenossen (hatte er doch sogar vor Antritt seiner Stellung am Bundestage Profesch's alten Meister Metternich auf dem Johannisberg besucht und sich über manches mit ihm verständigt).

So ist es bei der mächtig suggestiven Kraft, die gerade Bismarck's Anfänge charakterisiert, nicht zu verwundern, wenn nicht nur die ersten brieflichen Äußerungen, sondern selbst noch zwanzig Jahre später niedergeschriebene Erinnerungen Profesch's, des völlig vorurteilslos an ihn herantretenden, äußerst günstig lauten. „Herrn von Bismarck bewunderte ich damals ob seines Mutes und seines Vermögens auf der Tribüne“, heißt es in Aufzeichnungen aus dem Jahre 1872 („Aus den Briefen“ usw. S. 469); „Herr von Bismarck ist ein durchaus ehrlicher Mann“ (An den Grafen Buol, Juni 1852, a. a. D. S. 258), und in der Begrüßungsansprache vom 4. Februar 1853: „Ich verehere in ihm einen Mann gehobener Gesinnung, des umsichtigsten Eifers und der wärmsten Vaterlandsliebe“ (Poschinger I 191/92).

Da auch Bismarck in den ersten Zeiten es für geraten hielt, sich zurückzuhalten und Profesch entgegenzukommen, so konnte er sogar (15. Februar